

ES gibt Tage, an denen alles schieft und nichts klappt. Heute war so einer. Das fing schon in den ersten Morgenstunden an. Wir waren im Park, im Brüggmannpark, der seit einiger Zeit Danziger Freiheit hieß. Aber wir sagten einfach Park dazu - oder Lunapark. Das war, weil wir uns meistens bei Mondschein hier trafen.

Bis kurz vor Mitternacht war anständig was los. Waltraut spielte Akkordeon und wir sangen unsere Edelweißlieder. Getanzt wurde auch, obwohl das verboten war. Der Brüggmannpark war nämlich ein beliebter Treffpunkt Dortmunder Edelweißpiraten

Gegen 12 Uhr gingen die meisten nach Hause. Nur Waltraut und Emma blieben noch - und Helga, Waltrauts jüngere Schwester. Emma hieß eigentlich Lothar und war mein Kumpel. Das Akkordeon und ich waren auch noch da. Das Instrument stand hinter der großen U-förmigen Bank im Gebüsch und ich saß neben Helga auf der Bank. Wir waren sehr miteinander beschäftigt - Emma mit Waltraut und ich mit deren Schwester. Unsere Absichten waren zwar nicht ausgesprochen sitstam, aber unheimlich erfolgversprechend.

Bevor ich mich mit Helga zwecks intensiverer Zweisamkeit zur nächsten Bank verziehen konnte, kam die HJ-Streife. Es waren etwa 10 Pimpfe unter dem Kommando von Haselhiff. Sie nahmen uns unsere Ausweise ab und verschwanden dann wieder. Die Ausweise sollten wir uns in der nächsten Woche im Haus der HJ wieder abholen. Das würde sicherlich frischen Ärger geben. Aber sonst hatten sie uns nichts getan, noch nicht mal ein paar gescheuert.

Wenn der Haselhiff dabei war, hielten sich die Streifenpimpfe auffallend zurück. Der mochte das nicht, wenn immer gleich geschlagen wurde.

Überhaupt - der Bursche war gar nicht so übel. Er redete zwar ziemlich geschwollen und fiel einen damit auf den Wecker, aber sonst war er nicht so. Er glaubte nämlich an den Unsinn, den er so von sich gab. „Gläubiger Trottel“ hatte ihn mal ein Kumpel genannt, und das war treffend ausgedrückt. Immerhin war er der Stellvertretende Bannführer von Dortmund und hatte allerhand zu melden.

Durch dieses Intermezzo waren unsere vorherigen Gelüste abgekühlt, und wir machten uns auf dem Heimweg. Gegen 2 Uhr war ich endlich zu Hause.

Als ich ausgezogen war und leise ins Bett steigen wollte, wurde meine Mutter wach. Das hatte mir gerade noch gefehlt. Jetzt konnte ich ihr morgens nicht mehr treuherzig versichern, ich hätte schon kurz nach elf im Bett gelegen. Elf Uhr war Zapfenstreich für mich. Daran hatte ich mich zu halten. Und wenn es wirklich mal später würde: Mitternacht war die äußerste Toleranzgrenze.

Tatsächlich kam ich in der Regel später nach Hause. Das wußte meine Mutter aber nicht, weil sie dann schon schlief. Um die Sache abzukürzen, ließ ich in dieser Nacht die unvermeidliche Gardinenpredigt, widerspruchslos über mich ergehen. Dieser Donnerstag fing wirklich vielversprechend an.

Am nächsten Morgen war ich unausgeschlafen und entsprechend mies gelaunt. Das einzige was ich hatte, war keine Lust zur Arbeit. Davon hatte ich aber reichlich.

Am liebsten hätte ich mir einen „Blauen“ (Bummelschicht) genehmigt, mir fehlte jedoch die „Traute“.

Das war wegen meiner Mutter. Für die waren Arbeit und Pflichterfüllung unveräußerliche Wertbegriffe - selbst wenn die Arbeit für den Endsieg war.

Sie mochte die Nazis so gerne wie Zahnschmerzen, und sie arbeitete, in einem Rüstungsbetrieb. Trotzdem würde sie nie auf die Idee kommen, durch Blaumachen oder Krankfeiern mal etwas Sand ins Kriegsgetriebe zu streuen. Dafür war ihr Sohn zuständig. Und zwar gegen ihren Willen.

Ich arbeitete bei der Dortmunder Baufirma „Wierner und Trachte“. Als Betonbauerlehrling im 3. Lehrjahr wurde ich meistens „Saujunge“ oder „Saubengel“ gerufen. Das störte mich aber nicht und war auch nicht



Kurt Piehl, Sommer 1944 als Sechzehnjähriger

persönlich gemeint. Die anderen Lehrlinge wurden nämlich auch so tituliert.

Unsere Baustelle lag in Dortmund-Huckarde, einem der westlichen Vororte. Auf der Kokerei der Zeche Hansa wurde zwecks späterer Herstellung oder Verwertung von Leuchtgas ein großer Betonbau erstellt. Es war eine Langzeitbaustelle, und ich war schon über ein Jahr hier.

Die Arbeitszeit dauerte von 7,15 Uhr bis 16,30 Uhr mit einer viertelstündigen Frühstückspause und einer halbstündigen Mittagspause - 8 1/2 Stunden pro Tag. Samstags mußten wir 5 1/2 Stunden arbeiten. Das ergab 48 Stunden in der Woche. Wer mindestens 18 Jahre alt war, hatte 56 Wochenstunden - je 10 Stunden von Montag bis Freitag und 6 Stunden am Samstag. Aber nur, wenn keine Überstunden anfielen.

„Die Scheißmalocher hier hängt mir zum Hals raus“, nörgelte mein Kollege Fritz. „Die hab ich gefressen wie'n Sack Zement.“

Wir stiegen mit anderen Kollegen über Treppen und Leitern zu unserer Arbeitsstelle hinauf.

„Was meinst du wohl, wo se mir raushängt?“ gab ich mürrisch zurück. „Außerdem bin ich total bematscht. Hab gestern 'ne lange Nacht gehabt, und frischen Ärger mit so Scheißstreifenpimpfe.“

Fritz war ein Edelweißpirat aus Eving, einem nördlichen Vorort. Wir kannten uns aber nur von der Arbeit her. Er war 17 Jahre alt, ein Jahr älter als ich. Inzwischen hatte er ausgelernt und drei Monate RAD' (Reichsarbeitsdienst) hinter sich.

Jetzt erwartete er täglich seinen Geheißbefehl zur Deutschen Wehrmacht. 1942 war er auf Betreiben der Firma zu 14 Tagen Jugendarrest verurteilt worden - wegen Arbeitsbummelei. Seitdem genoß er im Kreis der anderen Lehrlinge ein besonderes Ansehen.

„He, Kikeriki“, rief ich einem italienischen Kriegsgefangenen zu. „Wo ist Adolfo?“

„Adolfo kaputt“, sagte der Italiener.

„Quatschkopp. Ich war doch gestern noch bis Feierabend mit ihm zusammen.“

„Adolfo kaputt“, wiederholte Kikeriki eigensinnig.

Jetzt schaltete sich Fritz ein. Auf sein Befragen hin kam der Gefangene widerwillig mit der Sprache heraus.

Um halb fünf, als wir Jugendlichen Feierabend gemacht hatten, war Adolfo noch wohl auf gewesen - jedenfalls soweit das bei einem italienischen Kriegsgefangenen möglich war. Eine Stunde später hatte er Magenkrämpfe bekommen. Als um 6 Uhr Feierabend war, hatten ihn zwei Kameraden untergehakt und praktisch ins Lager zurückgetragen. Er hatte kaum noch gehen können. Sobald er dann auf seiner Pritsche lag, war er gestorben.

„Badoglios“

Kikeriki und Adolfo gehörten zu jenen italienischen Kriegsgefangenen, die man nach ihrem Marschall meistens „Badoglios“ nannte. Nach der Kapitulation Italiens im Juli 1943 wurden die ehemaligen Verbündeten von einem Tag zum anderen zu besonders widerwärtigen Feinden erklärt.

Anfang September waren 60 von ihnen als Zwangsarbeiter auf unsere Baustelle gekommen. Es waren ausschließlich Südtaliner und Sizilianer und zwar überwiegend Intellektuelle. Es gab Musiker, Lehrer und Juristen unter ihnen.

Im Frühjahr 1944 hatten wir immer noch 60 „Badoglios“. Von denen, die ein halbes Jahr vorher gekommen waren, lebten aber höchstens noch 20 bis 25 Mann. Hunger, Kälte und Mißhandlungen und auch die ungewohnte Arbeit hatten den ursprünglichen Haufen brutal dezimiert.

Seit März oder April war dann keiner mehr gestorben. Aber jetzt hatte es Adolfo erwischt. Das ging mir verdammt an die Nieren, denn wir waren recht gute Freunde gewesen.

„Verdammte Schweine“, knurrte Fritz erbittert. „Was se jetzt hier mitte Gefangenen aufstell'n, möchten die Bonzen später mit alle Malocher machen. Da kannst heute schon sehen wie es uns gehn wird, wenn wir'n Krieg gewinn'n.“

Kurt Piehl, ehemalige Ein ganz normaler der 20. Juli

KURT PIEHL, geboren 1928 in einem Dortmunder Arbeiterviertel (Dortmund-Eving), war als Jugendlicher Mitglied der Edelweißpiraten. Anfang 1945 wurde er verhaftet, nachdem er einen Gestapomann durch einen Dolchstoß verletzt hatte. Obwohl die Gestapo darauf erpicht war ihn umzubringen, entkam er den Erschießungen im Romberg-Park 1945, denen viele seiner Freunde zum Opfer fielen.

Der Widerstand der Arbeiterjugend gegen die Nazis in den Gruppen der Edelweißpiraten, die u.a. auch in Köln gab, wird bis heute nicht als Widerstandskampf anerkannt.

Kurt Piehl arbeitete nach dem Krieg von 1949 bis 1982 als Eisenflechter, Betonbauer und Vorarbeiter in einem Dortmunder Bauunternehmen, und war dort bis zum Herbst '82 - bis zum Konkurs der Firma - Betriebsrat. Gleichzeitig war Kurt Piehl seit 1961 Ortsvorsitzender der IG Bau-Steine-Erden in Bergkamen-Oberaden.

Seine Geschichte, die wir unten abdrucken, schildert, wie er als Edelweißpirat den Tag erlebte, an dem das Attentat von Offizieren auf Hitler verübt wurde. Während die Männer des 20. Juli 1944 heute als „Widerstands“

Achtung nochmal

Während jedoch heute die aus bourgeoisen und monarchistischen Kreisen stammenden Attentäter vom 20. Juli 1944 als „Widerstandskämpfer“ gefeiert werden, wird der Kampf der Arbeiterjugend gegen die Nazis in den Gruppen der Edelweißpiraten, bis heute nicht als Widerstandskampf anerkannt.

„Was verstehst du eigentlich unter wir?“ fragte ich leise.

Nachdem wir unsere Arbeit aufgenommen und uns eine Stunde lang lustlos betätigt hatten, wurden wir wieder abgerufen. Unten, zu ebener Erde mußte eine Betonwand erstellt werden. Eine Seite der Holzschalung war gerade fertiggestellt. Jetzt sollten die Bewehrungsseile daran geflochten werden. Für diese verantwortungsvolle Tätigkeit waren Fritz und ich auserwählt worden. Später mußte auch die andere Wandseite verschalt werden. Danach würde dann betoniert. Aber soweit war es noch nicht.

„Wenn ich irgendwas nich' leiden kann, dann is' es, wenn ich von einer Malocher nache and're gescheucht wer'“, maulte Fritz aufsässig, als wir hinter dem Polier die Treppe hinuntergingen. „Da machst du hier'n Stückchen und da'n Stückchen und nirgendwo was Vernünftiges.“

„Mir is' das scheißegal wo ich malochen muß“, bekundete ich. „Hier oben hab ich genausowenig Lust wie da unten.“

Der Polier tat so, als habe er nichts gehört. Das bedeutete entweder, daß eine besonders unangenehme Tätigkeit auf uns wartete, oder daß wir ganz schnell fertig werden sollten. Jedenfalls wollte er uns bei Laune halten. „Ich geb euch auch zwei Badoglios als Handlanger“, versprach er.

Die Arbeit war nicht so schlecht, wie ich befürchtet hatte. Bevor wir überhaupt anfangen konnten mußten wir erst die fertige gebogene Eisen suchen. Es waren zwar genug da, aber wir brauchten ja ganz bestimmte Sorten. Das hielt uns natürlich auf. Nachdem wir die richtigen Eisen gefunden hatten, ließen wir sie von unseren Italienern heranziehen.

„Ihr könnt ruhig langsam gehn lassen“, sagte ich zu den beiden. „Hauptsache, ihr wer't schnell damit fertig.“

„Und wenn ihr ma' eure Hände sucht, dann habt ihr se bestimmt inne Tasche“, erklärte Fritz.

„Va bene“, nickte der eine Italiener. Er wurde allgemein Advokat genannt, weil er Rechtsanwalt war. Ob er uns wirklich verstanden hatte, wußten wir allerdings nicht. Es war ja auch nicht wichtig.

Inzwischen war es so warm geworden, daß wir unsere Hemden ausziehen mußten. Wir breiteten die Zeichnung aus, setzten uns davor und taten so, als ob wir einen Arbeitsplan entwickelten. Unsere Badoglios schlepten inzwischen die Eisen heran. Sie nahmen sich reichlich Zeit dazu. Schließlich kannten sie uns gut genug um zu wissen, daß sie bei uns eine ruhige Kugel schieben konnten. Fritz und ich warteten indessen angestrengt auf die Frühstückspause

Die Pause dauerte, von 9 Uhr bis Viertel nach. Danach legten wir darauflos So langsam wurde ich munter, und die Arbeit begann sogar Spaß zu machen. Manchmal passiert mir sowas. Bevor ich jedoch richtig in Form kam blieb ich an einem spitzen Drama hängen und schlitzte mir den linken Daumenballen auf. Keine gefährliche Wunde, sondern nur ein kleiner Riss mit dem ein Eisenflechter jederzeit rechnen mußte.

Mallör?

„Scheiße“, sagte ich herzlich, wenn man das immer bei solchen Gelegenheiten sagt. Das ist so üblich.

„Mallör?“ fragte mein Kollege mit maßigem Interesse.

„Humm Die Suppe, läuft wie aus aufgedrehten Wasserkrän“

Diese kleinen Wunden hinten immer ziemlich stark. Die ganze Handfläche war beschmiert und meine Zange war so klebrig, daß sie nicht mehr richtig im Griff hat. Da ich Linkshänder bin, war das ein echtes Handicap für mich.

„Laß Dir doch'n Pflaster verpassen!“ riet Fritz.

Für solche kleinen Hilfeleistungen war unser Budenmäddchen Jura zuständig. Jura war eine 25-jährige Russin, die auf der Baustelle Kalfaktorarbeiten verrichtete. Obwohl sie ständig in einem gewöhnlichen Overall herumlief, verstand sie es, immer immer gut auszusehen.

Heute hatte sie ihren „spanischen Tag“. Ihr schwarzes Haar war in der Mitte gescheitelt und hinten zu einem Knoten geschlungen. Dazu hatte sie

Edelweißpirat erzählt: Kriegssommertag 1944 in Dortmund

sich eine einzelne Haarsträhne schneckenförmig in die Stirn gekämmt. Außerdem trug sie links einen großen messingglänzenden Ohring. Sie war ein großes, etwas fülliges Mädchen und mit einem ausgesprochen interessanten Busen, ausgestattet.

„Auf die ihre Pietzen kannze 'ne Laus knacken, ohne dass 'ne Dülle reindrückt.“ hatte Fritz mal behauptet. Das bedeutete jedoch nicht, daß er solches schon mal praktiziert hatte.

Jura verschwand gerade mit ihrem Reinigungsinstrumentarium, wie Eimer, Besen und diversen Lappen, in der Waschbaracke. Ich ging ihr nach. Wegen der unerträglichen Hitze hatte sie die obersten Knöpfe ihres Overall geöffnet. Der Einblick bestätigte Fritzens These. Hier konnten Läuse aller Art mühelos hingerichtet werden.

„Kannze mich ma' so'n bißchen verarzten, Jura?“ Ich hielt ihr meine blutverschmierte Linke hin.

„Was Du machen, Chur (Kurt)“ fragte sie erschrocken. „Verrückte Churl (Kerl). Immer rabotti (arbeiten) bis Blut kommt“.

„Halb so wuchtig“, wiegelte ich ab. „Das is' nur 'ne kleine Schramme. Mach mir die Flosse'n bißchen sauber und kleb mir was drauf. Dann geht das schon wieder“.

Von Jura behandelt zu werden, war soweit ganz angenehme. Nur die Jobtinktur wollte ich nicht, weil das Zeug so erbärmlich brannte. Jura blieb aber unerbittlich. Als sie das Pflaster aufgeklebt hatte, schloß ich die Hand probeweise zur Faust. Schließlich war die Linke meine Arbeitshand. Das Pflaster saß aber gut.

„Karrascho? (gut?)“ erkundigte sie sich.

„Zucker“, lobte ich. „Du bis'n richtiger Schatz“.

Um ihr mein Wohlwollen zu beweisen, legte ich meinen rechten Arm um sie und küßte sie leicht auf die Wange. Sie ließ sich das lächelnd gefallen. Als ich jedoch mit der anderen Hand in ihren Overall faßte, bezog ich eine ebenso gewaltige wie unerwartete Ohrfeige. Offensichtlich wußte Jura die Aufmerksamkeit, die ich ihr zugedacht hatte, nicht gebührend zu würdigen.

Die Mißhandlung erschütterte mich mehr seelisch als körperlich. Mein Selbstbewußtsein würde erheblich angeknackt. Zu allem Überfluß hielt sie mir noch eine Standpauke, die sie gewaschen hatte. Halb russisch, halb deutsch, hörte ich was, das sich wie Germanski Kultura, Schwein, Ferkel und Sauchunge (Saujunge) anhörte. Und damit war ich gemeint.

Mit meinen 16 1/2 Jahren war ich bis dahin immer von meiner eigenen Unwiderstehlichkeit überzeugt gewesen. Außerdem hielt ich mich für den Inbegriff aller Weisheit, den Rest der Welt aber für ziemlich doof. Die letzte These war gar nicht so abwegig: Man brauchte sich nur anzusehen, wie der Rest der Welt miteinander umging (und heute nach 40 Jahren miteinander umgeht).

Und dieses schöne Selbstbewußtsein war jetzt einer einzigen Ohrfeige zum Opfer gefallen. Das paßte mir überhaupt nicht. Zuerst mußte ich aber Jura wieder versöhnen und mich bei ihr entschuldigen. Das war nicht ganz einfach und dauerte eine Weile. Die Zeit spielte jedoch keine Rolle. Während der Arbeitszeit wurde ich hier bei Jura genauso schlecht bezahlt wie bei der Arbeit an der Stahlbetonwand.

Zwecks Wiederherstellung meines seelischen Gleichgewichts genehmigte ich mir dann eine besinnliche Viertelstunde auf dem Donnerbalken.

Mein Kollege Philipp saß auch schon da. Philipp Verheeke, ein belgischer Eisenflechter, war nicht nur mein Kollege, sondern auch mein direkter Vorgesetzter. Außerdem waren wir befreundet.

Nachdem unser früherer Vorarbeiter vor einigen Wochen tödlich verunglückt war, hatte Philipp dessen Stelle eingenommen. Das war ungewöhnlich. Vorgesetztenfunktionen durften sonst nur von Deutschen ausgeübt werden. Weil aber kein geeigneter Herrenmensch vorhanden war, siegte ausnahmsweise die Vernunft, und Philipps fachliche Qualifikation gab den Ausschlag.

Ratten

Ich ließ meine Hose herunter und hockte mich neben ihn. Außer uns beiden hätten noch weitere 3 Mann hier Platz gehabt, aber wir waren allein.

„Wat meent see Küür (Kurt), we lang ward dat noch gahn mit de Orlog (Krieg)“ fragte er mich in seinem flämisch gefärbten Deutsch und zog genießerisch an seiner Zigarette.

Ich blickte mich vorsichtig um. Das war aber nicht wegen etwaiger Lauscher, sondern wegen der Ratten. Unter uns wimmelte es von den ekelhaften Nagern. Ich befürchtete immer, ein besonders sportliches

und mir was Unerstzliches abbeißen. „Rauchste eigentlich immer so alleine?“ erkundigte ich mich höflich und schielte begehrlig auf Philipps Zigarette.

Er grinste nur und reichte mir den brennenden Stummel.

„Un' we is' dat mit de Orlog?“ fragte er dann noch einmal.

Seit der Invasion in der Normandie (6.6.44) waren jetzt gut 6 Wochen vergangen. Seitdem hatten die Alliierten große Teile von Frankreich zurückerobert: Aber ob man aus diesen Tatsachen so einfach das Ende des Krieges errechnen konnte, erschien mir doch sehr zweifelhaft. Zudem kam mir ein Leben ohne Krieg direkt unwirklich vor - fast so wie eine Fata Morgana.

„Schätze, das wird so Mitte Oktober wer'n“, meinte ich nach einigem Überlegen. Aber wenn se an'n Westwall komm'n und sich da lange aufhalten lassen, kann das auch noch bis Weihnachten dauern.“

Philipp nickte nachdenklich.

„Aber Dir kann das ja scheißegal sein“, fuhr ich fort. „Denn wenn de noch mehr Leute so dusselig fragen, tus', wer'n se Dir vorher die Rübe abhacken und zwischene Beine leg'n. Dann kanze Dich vor Wut inne Eier beißen, weil de nich lieber die Schnauze gehalten has'. So, un' jetzt geht ich los und mach mit Fritz die Wand fertig. Der wird sich sowieso schon wundern, wo ich bleib“.

Als ich an meine Arbeitsstelle zurückkehrte, hatte Fritz sich überhaupt nicht gewundert. Er kannte mich nämlich. Allerdings war er ziemlich verärgert und meckerte mich gleich an:

„Ich dachte schon, Dich hätten se mit Blaublicht im Lazarett gebracht. Wegen so' ne Schramme machste 'n ganz schönes Theater. Unserein'n is' das Wasser im Arsch am Kochen bei der Hitze, aber Du quetscht Dir'n paar Blutstropfen aus'm Daumen und machst Dir'n guten Tag damit. Wenn ich noch mehr so'ne Kumpels hätte, 'könnt' ich glatt am weinen fangen.“

Um ihn aufzuheitern, erzählte ich von meinem Mißgeschick bei Jura. Das stimmte ihn auch gleich wieder froh - schadenfroh natürlich.

„Also, wenn se Dir so eine gescheuert hat, wie de sagst, haste jetzt Anrecht auf'n Verwundetenabzeichen“, kommentierte er spöttisch. „Das KVK (Kriegsverdienstkreuz) kannze aber nich' krieg'n. Das is', weil anne Pietzen packen noch nich' als kriegswichtig anerkannt is'“.

Ich sagte nur „Arschloch“ zu ihm.

Während der nächsten Stunden arbeiten wir zügig und ungestört an unserer Wand. Die einzigen Unterbrechungen waren die Mittagspause und ein Vollalarm (Fliegeralarm) von einer halben Stunde Voralarm hatten wir schon länger, aber dafür durften wir die Arbeit nicht unterbrechen.

„Morgen noch 'ne Stunde, dann is' der Scheiß fertig“, sagte ich zu Fritz. Inzwischen war es 4, Uhr geworden - eine halbe Stunde vor Feierabend.

Der Polier kam heran und sah uns eine Weile zu. Wir mochten ihn nicht besonders, weil er ein Menschenschinder war. Zu uns verhielt er sich immer ganz anständig und zu den Erwachsenen sowieso. Auch die Belgier und Franzosen konnten sich nicht über ihn beklagen. Aber die Italiener, die ärmsten Schweine auf der Baustelle, die machten vielleicht was mit bei ihm. Wegen der geringsten Kleinigkeit prügelte er wie besessen auf den armen Kerlen herum. Unsere beiden Badoglios hatten sich gleich

über'n Jordan

Er räusperte sich, und wir merkten, daß er was von uns wollte.

„Heute ist Donnerstag“, sagte er dann. „Und Dienstag habt Ihr Berufsschule“.

Wir gaben keine Antwort. Wenn ein Mensch Recht hat, soll man ihm nicht widersprechen.

„Und damit Ihr am Dienstagnachmittag nicht für eine Stunde herkommen müßt, macht Ihr dann mittwochs eine Stunde länger“.

Das stimmte. So war es vereinbart, und wir wollten auch gar nicht daran drehen. Erst gestern hatten wir wieder eine Stunde nachgearbeitet.

„Wenn Ihr die Stunde von nächsten Mittwoch schon heute nachholt, wird die Bewehrung (Betonstahlgeflecht) noch fertig. Dann können morgen früh die Einschaler ran, und nachmittags kommt der Beton rein. Dann krieg ich die Schalung einen ganzen Tag früher frei. Wie is das? Bleibt ihr heute 'ne Stunde länger?“

Das hörte sich eigentlich ganz vernünftig an.

„Meinetwegen“, wollte ich gerade sagen, obwohl ich durchaus keine Lust hatte.

Fritz stieß mir seinen Ellebogen in die Rippen, und ich hielt den Mund.

„Tut mir leid, Polier, aber das geht nich“, lehnte mein Kumpel das Ansinnen ab.

„Das geht wirklich nich', Polier“, bekräftigte ich, ohne zu wissen warum.

„Aber warum denn nicht?“ Unser Häuptling war keineswegs böse, nur verwundert.

„Das is' nämlich so“, erklärte Fritz unsere Ablehnung. „Könnte ja sein, daß morgen oder inne nächsten Tage 'n Bombenangriff kommt, stimmts?“

„Sicher. Aber was...?“

„Wenn da einer von uns bei über'n Jordan geht, dann hätten wir für diese Scheißfirma 'ne ganze Stunde für lau malocht. Und genau das will ich nich'.“

„Also, ich tät mich noch 10 Jahre nach mein' Tod darüber ärgern“, gab ich meinen Senf dazu.

Jetzt hatten wir ihn soweit. Der Polier lief rot an und schnappte zweimal nach Luft. Dann brüllte er los:

Also, das ist doch die Höhe. So'ne Unverschämtheit ist mir noch nie begegnet. Ihr... ihr... wenn alle so wär'n wie Ihr, dann haften wir den Krieg schon lange verlort'n“

Ich wollte es eigentlich nicht sagen. Es rutschte mir einfach so heraus.

„Aber Polier. Wir sind doch keine Kriegsverlängerer.“

Solche Äußerungen konnten tödlich sein. Tatsächlich gab es jedoch keine unmittelbaren Folgen für mich. Als ich aber im Januar 1945 verhaftet wurde, war die Gestapo über diesen Ausrutscher bereits informiert. Allerdings machte das da den Kohl auch nicht mehr fett.

An diesem Tag machten wir jedenfalls pünktlich Feierabend.

10 Minuten vor sechs kam ich mit hängender Zunge zu Hause an. Die Hitze, wurde langsam unerträglich. Meine Mutter kam kurz nach sechs. Sie hatte eine Stunde später Feierabend als ich, aber ihr Arbeitsweg war kürzer.

„Was hältst Du davon, wenn Du mal nach Benisch rüberläufst und uns eine große Portion Eis holst?“ fragte sie mich. Anscheinend machte ihr die Hitze auch zu schaffen.

Wenn de Zuckermarken spendierst, bin ich schon so gut wie unterwegs“, erklärte ich mich bereit.

Benisch war die nächstgelegene Eisdielen an der Kreuzung Brunnenstraße/Mallinkredtsstraße - gleich um die Ecke. Ich bewaffnete mich also mit einer Schüssel und Zuckermarken im Nennwert von 20 Gramm. Beides war notwendig. Ohne Marken und mitgebrachte Gefäße gab es kein Eis.

Als ich nach einigen Minuten zurückkam, war die Schüssel hoch voll. Herr Benisch hatte mich selbst bedient. Früher hatte er mal bei uns im Haus gewohnt und kannte mich daher persönlich - seit vielen Jahren schon. Woanders hätte ich für die paar Marken jedenfalls nicht so viel Eis gekriegt.

Inzwischen war Frau M. zu uns gekommen. Sie hatte die Wohnung über

uns und außerdem einen Volksempfänger (Radio) und zwei Söhne. Eigentlich hatte sie nur noch einen Sohn, denn Robert, der Älteste, war kürzlich gefallen. Vor etwa 14 Tagen hatte sie die Nachricht erhalten. „Gefallen für Führer, Volk und Vaterland“ hatte es da geheißen. Aber dafür konnte sich keiner was kaufen. Robert war 24 Jahre alt, als er starb.

Der jüngere Sohn hieß Walter und war zur Zeit beim RAD. Später kam er noch zur Kriegsmarine. Er wurde im letzten Kriegswinter wegen Wehrkraftzersetzung zum Tode verurteilt, aber nicht gleich hingerichtet. Durch eine ganze Reihe glücklicher Umstände hat er den Krieg überlebt.

Frau M. war nur gekommen, weil sie den Volksempfänger besaß. Sie hatte die Sondermeldung gehört und wollte darüber sprechen.

„Auf den Führer ist ein Attentat verübt worden“, berichtete sie aufgeregt. „Aber die Vorsehung hat ihn wieder mal beschützt. Er ist fast unverletzt geblieben - wie durch ein Wunder“.

Wenn sie diese Nachricht zwei Jahre früher mit den gleichen Worten überbracht hätte, so wäre wohl nicht die geringste Ironie dageblieben. Heute war auch nichts davon zu merken. Das lag aber nur daran, daß ihre Ironie so bitter war.

Auf Befragen meiner Mutter erzählte Frau M. noch einige Einzelheiten. Eine ganz kleine Gruppe von hohen Offizieren habe sich verschworen, den Führer heimtückisch zu ermorden. Einer von ihnen hatte seine Aktentasche mit Zeitzunderbombe im Führerhauptquartier stehenlassen. Die Bombe war auch explodiert.

Es sollte Tote und Verwundete gegeben haben, aber der Führer selbst lebte. Angeblich war der Altentäter schon gefaßt. Und die anderen Verschwörer waren auch schon verhaftet. Jedenfalls die meisten. Mit weiteren Verhaftungen müsse aber trotzdem gerechnet werden. Und der Führer wollte noch am gleichen Abend zum deutschen Volk sprechen oder Dr. Goebbels. So genau wußte Frau M. das nicht mehr.

Dann verließ sie uns, weil sie die Nachricht auch den anderen Nachbarn erzählen mußte. Es gab ja nur zwei Volksempfänger in unserem Haus und insgesamt neun Familien.

Wenn der Knecht (Soldat) geschossen hätte, war das Arschloch jetzt kaputt“, sagte ich zu meiner Mutter. „Auf so'ne Höllenmaschinen kann man sich nich' verlassen. Das hat noch nie geklappt.“

„Du sollst nicht immer solche Ausdrücke gebrauchen“, rügte sie mich. „Das gehört sieh nicht“. Die Rüge kam aber ohne den gewohnten Nachdruck - fast mechanisch.

Es gibt wirklich Tage, an denen alles schiefgeht und nichts klappt. Wenn man mich gefragt hätte... aber mich fragt ja keiner. Ich hatte das jedenfalls schon am frühen Morgen gemerkt.



Kurt Piehl 1981 in der Dortmunder „Steinwache“, das ehemalige berüchtigte Gestapogefängnis in Dortmund